Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 46 — Bremen-Berlin, den 12. November — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Die Religion. Von Karl König. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. II. Von Prof. D. Baentsch. — Der Evangelische Bund in Dresden. Von Lic. Karl Kühner. — Zurück zu Luther. I. Von Koch. — Buddhistische Bestrebungen in Deutschland. Von Volker. — Das Tischgebet. Von D. — Vom Büchertisch.

Die Religion.

Alles was ist, da ist, fertig ist, genügt der Religion nicht. Sie ist ein sehnsuchtsvolles Drängen und Händeausstrecken nach dem, was vor dem inneren Auge des Menschen als das Ziel seiner selbst und der Schöpfung steht. Sie wandert — Gott entgegen, und das, was in ihr selber drängt und treibt, das ist ihr — Gott. Wohl ist sie auch tiefstes Ruhen und Atemholen, Mystik und Gebet, aber doch nur, um sich, dadurch gestärkt, sofort in neue Wollungen zu wandeln. Nie und nimmer ist sie Knecht einer geschichtlichen Vergangenheit; sie ist an der Vergangenheit persönlich nur soweit interessiert, als sie sich dort noch Kräfte zuquellen sieht, die ihre Schöpfermöglichkeiten noch nicht völlig in Wirklichkeiten umgewandelt haben. Hat und muß sie aber die Augen immer nach vorn haben, so ist und muß sie die schärfste und unerbittlichste Richterin alles bisher Erreichten sein. Durch alle Techniken, Formen, Gewänder, Worte und Anschauungen schaut sie hinab in die Tiefe des Wesens selber und setzt mit ihrer Kritik da ein, wo das Wesen der Handlungen, Leistungen, Form- und Wort- und Phantasiegewohnheiten sitzt: bei der Seele. Und weil sie hier mit ihrem Gericht einsetzt und hier ihre Hebel ansetzt, bewegt sie von innenher die Geschichte der Menschheit, die ihrem Wesen nach Seelengeschichte ist und bleibt. So sind denn die größten Religiosen aller Zeiten zugleich die größten Kritiker des Menschengeschlechts gewesen. Weil sie Gott und in Gott das Wesen dieser Schöpfung selbst, ihr Sein, ihre Natur, mit tiefster Inbrunst umfassen, dringt ihr Auge nun auch durch allen Schein zum Wesen selber vor, und ihr Wille fordert, daß das Wesen, das Sein, die Natur der Schöpfung, also Gott, zu Recht und Geltung komme und nicht hinter allerhand Vorhängen aufgehalten und der Mensch um ihn selbst betrogen werde. Und so setzen sie die Natur der Seele gegen die Masken der Seele und tun das persönlich, durch Aufgebot, Dransetzung, Selbstdarbietung des eigenen Ichs. Die Religion überwindet das Vergangene und schafft das Zukünftige durch die in persönlichen Leistungen, Fortbildungen, Selbstdarstellungen von Genius zu Genius im Großen, von Persönlichkeit zu Persönlichkeit im Kleinen sich schmiedende Schöpfungskette.

Karl König.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. II.

So sehr wir nun dies alles Winckler zugeben und ihm namentlich auch darin recht geben müssen, daß eine so geartete „monotheistische Lehre“ sich am ehesten in den großen Geistes- und Kult-Zentren des alten Orients bilden konnte, so müssen wir doch Anstand nehmen, mit ihm von einer monotheistischen „Bewegung“ zu reden. Bei Winckler hat es ja den Anschein, als ob der monotheistische Gedanke allenthalben in der Luft gelegen habe, ja, als ob ihn die Spatzen von den Dächern gepfiffen hätten. Aber das ist doch wenig glaublich. So weit es in den Priesterschaften wirklich zu Ansätzen monotheistischer Gedankenbildung gekommen ist — man wird sich auch in diesem Punkte vor Übertreibungen und falschen Verallgemeinerungen hüten müssen — hat man den monotheistischen Gedanken sicherlich als esoterische Lehre nach Möglichkeit geheim gehalten und vor jeder Profanation behütet. Das lag schon im eigenen Interesse der Priesterschaften selbst, die es nicht darauf ankommen lassen konnten, daß die etwa publik gewordene monotheistische Lehre von Unberufenen gegen die polytheistischen Göttersysteme und den vielgestaltigen Götterkult, der den Priestern doch ihr Brot gab, ausgespielt wurde. Wir können unter solchen Umständen nicht recht an eine monotheistische Bewegung, wie sie Winckler vorzuschweben scheint, glauben. Zuzugeben dürfte allerdings sein, daß monotheistische Anschauungen und Lehren von Priesterschaft zu Priesterschaft wanderten, ja, wir halten es sogar nicht für undenkbar, wenn auch für völlig unkontrollierbar, daß die Kunde davon auf irgend einem Wege selbst in die Kreise der israelitischen und judäischen Priesterschaften drang und hier, wie so manches andere babylonische, anregend, fördernd und klärend wirkte und den Horizont erweiterte. Solche, meist wohl rein zufälligen Ideenwanderungen geben uns aber noch lange kein Recht, von einer „Bewegung“ zu reden; wir möchten den Namen, der uns unwillkürlich an planmäßige Agitation denken läßt, lieber vermieden wissen und den Mund weniger voll nehmen.

Haben wir bis hierher uns mit Winckler teils gut, teils doch wenigstens einigermaßen verständigen können, so scheiden sich von jetzt an unsere Wege. Denn Winckler schreitet nun weiter dazu fort, den im Laufe der Zeit immer klarer und deutlicher hervortretenden monotheistischen Zug innerhalb der israelitischen Religion auf die direkte Einwirkung jener „monotheistischen“ Lehre zurückzuführen. Die israelitische

Religion ist nach Winckler eben durchaus unfähig gewesen, den monotheistischen Gedanken selbständig, aus sich selbst heraus, zu produzieren; sie kann ihn nur von außen her, von den großen Zentren des Kultur- und Geisteslebens übernommen und dann in ihrer Weise ausgebildet haben. Diese Hypothese verkennt unseres Erachtens die bedeutsamen geistigen und ethischen Potenzen, die der Religion Israels von den Tagen ihrer Begründung an eigentümlich gewesen sind und ihr von vornherein die Möglichkeit einer Entwicklung über das Niveau einer Nationalreligion hinaus garantierten. Es ist unerlaubt, bei einer Untersuchung über die Entstehung des israelitischen Monotheismus das Gewicht dieser Potenzen gar nicht in Rechnung zu ziehen und diesen Monotheismus kurzerhand auf fremde Einflüsse zurückzuführen. Doch sehen wir uns Wincklers Hypothese noch etwas näher an. Um das Gewagte derselben zu verstehen, wird man gut tun, sich zunächst einmal den fundamentalen Unterschied zwischen der sog. „monotheistischen Lehre“ und dem israelitischen Monotheismus, wie wir ihn aus der Geschichte kennen, zum Bewußtsein kommen zu lassen. Handelt es sich dort um die spekulative Erkenntnis, daß die vielen Götter im Grunde nur Teilerscheinungen eines höchsten Gottes oder eines allgemein Göttlichen sind, so handelt es sich im israelitischen Monotheismus vielmehr um die auf religiöser Einsicht beruhende Erkenntnis der alleinigen Gottheit Jahves, also um eine Erkenntnis, die in einer ganz anderen Richtung als jene spekulativ oder wissenschaftlich geartete „monotheistische Lehre“ liegt. Hätte diese Lehre wirklich in Israel Boden gewonnen, so hätte sie hier die gerade entgegengesetzte Erkenntnis zeitigen müssen, d. h. die Erkenntnis, daß der israelitische Jahve gerade nicht der einzige und ausschließliche Gott, sondern, wie die übrigen Götter, nur eine Erscheinungsweise des Göttlichen oder etwa die höhere Einheit der vielen Götter sei. In dieser Richtung bewegt sich tatsächlich jener bekannte schöne Ausspruch des nachexilischen Propheten Maleachi, der K. 1. v. 11 offen ausspricht, daß die von den Heiden ihren Göttern gebrachten Opfer unbewußt dem großen Gotte, dessen Name groß sei vom Aufgange bis zum Niedergange, dargebracht würden. Das ist echter Nachklang der „monotheistischen Lehre“ im Wincklerschen oder sagen wir lieber im babylonischen oder ägyptischen Sinne. Aber diese Anschauung Maleachis steht durchaus vereinzelt da, für die alte Zeit wäre sie unerhört. Natürlich ist nun auch Winckler dieser Unterschied zwischen der „monotheistischen Lehre“ und dem israelitischen Monotheismus nicht entgangen. Er nimmt deshalb a. a. O. S. 209 eine charakteristische Weiterbildung (besser hieße es „totale Umbildung“) der monotheistischen Lehre auf israelitischem Boden an. Damit kann er nur meinen, daß hier der monotheistischen Idee (unter Preisgabe ihrer eigentlichen Pointe) eine ausschließliche Beziehung auf den Landes- und Volksgott Jahve gegeben worden sei. Aber wie konnte, so fragen wir, indem wir uns vorläufig einmal auf den Boden der Wincklerschen Hypothese stellen, dieses geschehen, wenn nicht dieser Jahve Züge an sich trug, die diese Beziehung rechtfertigten, ja geradezu herausforderten? Einen simplen Volks- und Landesgott kann man nicht ohne weiteres zum Gott des Himmels und der Erde stempeln; es würde bei dem Versuche nur eine lächerliche Karrikatur herauskommen. Oder hat etwa im Zusammenhang mit der Übertragung des monotheistischen Gedankens auf Jahve zugleich auch eine Übertragung fremder Züge auf diesen Gott stattgefunden, um ihn für die neue Würde um so besser zu qualifizieren? Aber auch das ist im wesentlichen ausgeschlossen, da gerade der Zug, der Jahve das Übergewicht über alle anderen Götter verleihen mußte — ich meine den ethischen Charakter Jahves — ihm in besonderem Grade eigentümlich war. So wird es denn bei der von der alttestamentlichen Theologie immer verfochtenen und bereits im Anfang dieses Abschnittes ausgesprochenen Überzeugung bleiben müssen, daß der israelitische Jahve in seinem Wesen charakteristische Züge trug, die ihn von vornherein darauf angelegt erscheinen ließen, sich über das Niveau eines Volks- und Landesgottes zu erheben und zum alleinigen Gott des Himmels und der Erde zu werden. Der israelitische Monotheismus hat somit seine eigene starke Wurzel und sein eigentümliches Leben. Ob babylonische oder ägyptische Lehren auf seine begriffliche Ausbildung und Entwicklung von irgend welcher Bedeutung gewesen sind, ist unter solchen Umständen eine Frage von untergeordneter Bedeutung.

Ich fasse zum Schluß die in diesem Abschnitte gefundenen prinzipiellen Ergebnisse noch einmal systematisch zusammen. Wir haben zwei Wege kennen gelernt, auf denen es zur Bildung des monotheistischen Gedankens kommen kann. Der eine Weg, den wir besonders deutlich kennen gelernt haben, ist der, daß der Mensch zu der Erkenntnis kommt, daß all die *vielen* Götter am letzten Ende nur Erscheinungsweisen des einen Göttlichen sind. Das ist der Weg der religiösen *Spekulation*. Der andere Weg ist der, daß sich *ein* Gott aus der Menge der übrigen Götter allmählich heraushebt, sie durch seinen inneren Wert verdrängt und schließlich der alleinige Gott Himmels und der Erde wird. Voraussetzung für jenen spekulativen Monotheismus ist stets, daß die vielen Götter, die als Erscheinungsweisen des einen Göttlichen erkannt sind, gleichartige, ich möchte sagen gleichnamige Größen sind, die sich ungezwungen auf einen Generalnenner bringen lassen. Das war in Ägypten und in Babylonien der Fall, denn die Götter beider Länder sind trotz der vielfach ihnen angehefteten ethischen Züge im Kerne ihres Wesens *Natur- und Astralgottheiten* gewesen und alle Zeit hindurch geblieben. So war also hier der spekulative Weg der gegebene; er führte zu der von Winckler mit Recht so genannten „monotheistischen Lehre“. Diesen Weg konnte aber Israel nicht gehen, denn Israel, speziell die Propheten, die eigentlichen Träger des religiösen Gedankens in Israel, hatten Jahve als die verkörperte *Sittlichkeit* erkannt und in ihrem Gewissen empfunden. Dieser durch und durch *ethische* Jahve hatte auf Erden nicht seines Gleichen. Er war in dem innersten Kern seines Wesens verschieden von den Baals- oder Naturgottheiten der Kanaaniter und der umwohnenden Völker und konnte daher nicht mit ihnen in ein höheres Göttliches aufgerechnet oder selbst als höhere Einheit der Bealim betrachtet werden. Vielmehr dieser Jahve war für Israel die *leibhaftige Verkörperung des Göttlichen* selbst, die übrigen Götter dagegen Truggebilde oder Nichtse. Im Unterschiede von jenem spekulativen oder wissenschaftlichen Monotheismus möchte ich diesen Monotheismus als *religiösen* Monotheismus bezeichnen, womit ich natürlich jenem ersten seinen unzweifelhaften religiösen Wert nicht abgesprochen haben möchte. Worauf es hier ankommt, ist lediglich, daß jener Monotheismus auf dem Wege der Abstraktion und Spekulation entstanden ist, während dieser im letzten Grunde auf einem unmittelbaren, lebendigen Innewerden der in Jahve verkörperten heiligen Macht und Gottheit beruht. Daß es sich hierbei um den Gegensatz zwischen *Wissenschaft* und *Offenbarung* handelt, bedarf kaum der Andeutung.

Was nun jenen *spekulativen* Monotheismus, wie wir ihn bei den Ägyptern, Babyloniern und später auch bei den Griechen und Römern finden, betrifft, so fehlt ihm die eigentliche religiöse Kraft. Als theologische *Lehre* hat er immer nur eine theoretische Bedeutung. Er bleibt Eigentum der Gelehrten, der Wissenden, der Priester und der wenigen auserwählten Geister, die ihn als Geheimnis der Bevorzugten hüten. So eignet ihm auch nicht die Tendenz, den Polytheismus zu überwinden. Er ist dazu schon deshalb nicht im Stande, weil er den Polytheismus nicht aus-, sondern als seine Voraussetzung einschließt. Die den Wissenden unter den babylonischen Priestern aufgegangene Erkenntnis, daß Ninib, Sin, Rammân nur Erscheinungsformen des Marduk seien, konnte sie unmöglich in ihrem Gewissen hindern, den genannten Gottheiten nach wie vor die kultischen Ehren zu erweisen. Amenophis IV. suchte

zwar aus dem spekulativen Monotheismus der heliopolitanischen Priesterschaft die strikte Konsequenz zu ziehen und führte einen streng monotheistischen Sonnenkult ein. Aber dieser Reformationsversuch nahm ein klägliches Ende. Die neue Religion, die sich auf Priesterspekulation gründete, war im Grunde doch nur eine neue „Lehre", die bei aller Schönheit und Erhabenheit die religiösen Bedürfnisse des Volkes nicht befriedigte und es nicht über den Verlust seiner Götter hinwegtröstete. Und nun stelle man daneben den religiösen Monotheismus Israels und seine von Geist und Leben erfüllten Vertreter. Von dem monotheistischen Gedanken in ihres Herzens Tiefen erfaßt, empfinden die Propheten eine göttliche Nötigung, diesen Gedanken frei zu verkünden und ihn in ihr Volk hineinzutragen. Und in ihrer gewaltigen Predigt bewährt sich dieser Gedanke, wo er nur immer ausgesprochen wird, als ein kräftiges, religiöses Prinzip, das alles Polytheistische und Heidnische mit elementarer Gewalt abstößt und auf den Dienst des einen Gottes im Geist und in der Wahrheit drängt. Wer sich diese tiefgreifenden Unterschiede zwischen dem spekulativen Monotheismus der Babylonier und Ägypter einerseits und dem religiösen Monotheismus Israels anderseits auch nur einigermaßen klar gemacht hat, wird von der Unzulänglichkeit aller Versuche, den israelitischen Monotheismus von Ägypten oder Babylon her abzuleiten, überzeugt sein müssen.

Wie der israelitische Monotheismus sich nun allmählich gebildet und welche Phasen er in seiner Geschichte durchlaufen hat, sollen die folgenden Untersuchungen zeigen.

Jena. Prof. D. Baentsch.

Der Evangelische Bund in Dresden.

17. Generalversammlung vom 3. bis 6. Oktober.

Der Katholikentag ist eine Zusammenfassung des gesamten Katholizismus, die große Revue über das ganze katholische Kriegsvolk. Eine entsprechende Vereinigung des Gesamt-Protestantismus gibt es nicht. Er ist zu reich und zu vielseitig dazu. Es bedarf mehrerer Korporationen, um das gesamte Empfinden und Ringen des protestantischen Volkes zu äußern und zu stärken; der Gustav Adolf-Verein, äußere Mission, innere Mission, evangelischer Bund, Protestantenverein sind die wichtigsten. Der evangelische Bund hat die religiös-sittliche Betätigung, wie sie sich aus der Frontstellung gegen Rom und den politischen Katholizismus ergibt, übernommen. „Die Wahrung deutsch-evangelischer Interessen" ist seine Parole. Daß er auch heute noch seine Wächter- und Kämpferaufgabe erfüllt, und daß er heute nötiger ist, denn je vorher, so nötig, daß, wenn er nicht da wäre, er geschaffen werden müßte, das hat die Dresdener Tagung in der ersten Oktoberwoche sattsam bewiesen.

I.

Statt uns in die Einzelheiten von Vorträgen, Resolutionen, Debatten usw., über die man ja in der Tageszeitung nachlesen konnte, einzulassen, möchten wir von der Wirkung und Bedeutung der diesjährigen Tagung ein Wort reden, zunächst von ihrer Bedeutung für unsere Kirche und unser evangelisches Volk.

Daß die großen Güter der Reformation, die Gewissens- und Glaubensfreiheit, das religiöse Leben im Geiste Christi, das Bild Christi selber, uns bedroht sind, freilich nicht ausschließlich durch Rom, sondern auch und oft mit ihm im Bunde durch die Sozialdemokratie, das konnte in Dresden nicht bloß uns Theologen und Kirchenleuten, sondern auch jedem klar denkenden Laien klar werden; ebenso die Tatsache, daß mit diesen rein religiösen Gütern auch die Güter der Kultur, die ja zum großen Teil für uns Deutsche auf dem Boden der Reformation gewachsen sind, in Gefahr stehen. Und nicht bloß dies, sondern auch die nationale Gefahr, der romanistische Versuch, die im Jahre 1870 erworbene Reichseinheit zu stören und zu zerstören, kamen uns, wie mir scheint, mehr als auf früheren Tagungen des Bundes dieses Jahr in Dresden zu erschütterndem Bewußtsein. Um so tiefer mußte uns ins Gewissen dringen nicht bloß das Recht, sondern die heilige Pflicht, unserer Kirche zu dienen mit Wort und Tat, und die stetige Sorge dafür, daß in Deutschland nicht päpstliches, sondern nur deutsches Recht gelte, wie Prof. Böthlingk von Karlsruhe in einer Abendversammlung mit zwingender Logik an der Hand der Geschichte ausgeführt hat. Denn sonst wird es zu dem Zustand bei uns kommen, wie Luther ihn beschrieben hat, und zu dem die besten Anfänge wieder bereits gemacht sind. „Da wir vermeinet Herren zu werden, sind wir der allerlistigsten Tyrannen Knechte geworden; haben den Namen, Titel und Wappen des Kaisertums, aber den Schatz, Recht, Gewalt und Freiheit desselben hat der Papst. So frißt der Papst den Kern, und wir spielen mit den ledigen Schalen." So scharf ist das nationale Problem wohl früher nicht formuliert worden, wie es diesmal geschah: „Es handelt sich für uns Deutsche um Sein oder Nichtsein. Entweder wir gehören politisch und rechtlich ausschließlich uns selbst an, oder wir sind überhaupt keine Nation." (Böthlingk.) Angesichts dessen berührte es wehmütig, daß die deutschen Regierungen, und ihnen voran, unser Kaiser gegen den evangelischen Bund so großes Mißtrauen hegen. Es kann wohl nicht anders sein, betonte mit Recht der ehrwürdige Graf v. Winzingerode, als daß unser Kaiser durch Zufließen trüber Quellen ein falsches Bild vom Bunde hat. „Hoffen wir, daß er durch Aufklärung ein richtiges Bild von ihm gewinnen werde! Wir wollen als treue Deutsche ein Hort des Kaisertums und des Vaterlands sein!"

Von besonderer Tragweite war die auf der diesjährigen Tagung zur Entscheidung gestellte und in gewissem Sinn auch zur Entscheidung gebrachte Frage: Hat der evangelische Bund politische Aufgaben? Mit der Bejahung dieser Frage riskiert der evangelische Bund allerdings den Verlust einiger bisher treuer Mitglieder, unter Umständen auch eine falsche Beurteilung, — aber er kann auch eine größere Bedeutung für unser Gesamtvolk erlangen. Zu seinem bloß allgemeinen und idealen Einfluß, wie er ihn bisher schon versucht hat durch seine die Gewissen stärkende Arbeit, durch sein Mahnen und Warnen, wird nun hinzukommen die praktische Mitarbeit, der reale und direkte Einfluß auf das evangelische Volk. Namentlich in den Gebieten Deutschlands, wo seit einigen Jahren die ultramontane Partei ihr Unterminiersystem mit Erfolg betrieben und die bisherigen protestantischen Majoritäten stark in die Enge getrieben hat, wird von dieser Stellungnahme des evangelischen Bundes viel erwartet, so in der Mark Brandenburg, besonders Berlin und Vorstädten, in der deutschen Ostmark, teilweise auch in Rheinland und Westfalen. Ob diese Erwartungen auf einen bedeutenden Zuwachs der antiultramontanen Macht und auf eine direkte Stärkung der deutsch-evangelischen Welt in ihrem ganzen Umfange sich erfüllen werden, wird die Erfahrung der nächsten Jahre erst lehren; ebenso auch, ob die von anderer Seite gehegte Befürchtung richtig ist, daß damit der evangelische Bund auf eine schiefe Ebene gerät und mehr und mehr seiner ursprünglichen religiös-sittlichen Aufgabe innerhalb des Protestantismus entzogen werde. Immerhin scheint auch mir, der ich dieser letzteren in der Minorität gebliebenen Richtung zuneige, notwendig die Erkenntnis, daß nicht eine neue Organisation als solche, sondern die in und außer ihr wirkenden Persönlichkeiten mit evangelischer Gesinnung und guter politischer Schulung den gewünschten Erfolg herbeiführen werden. Und es kann darum, auch wenn man die politische Tätigkeit des Bundes befürwortet, nicht deutlich genug die Erklärung wiederholt werden: Unsere vorherrschende und bleibende Aufgabe ist die religiös-sittliche, die gegen den Ultramontanismus und Materialismus gerichtete! Und nicht laut genug kann wiederholt ausgesprochen werden der Wunsch: Gott bewahre uns vor politischen Protestanten, die den Schatz des Evangeliums vergeuden,

und Gott schenke uns protestantische Politiker mit Weisheit und Mut!

II.

Die Stellungnahme zur Politik hat die meiste Zeit und Kraft der diesjährigen Tagung des Bundes in Anspruch genommen. Um ihretwillen war vorher und während der Verhandlungen die Aufmerksamkeit weitester Kreise unseres Volkes auf ihn gerichtet. Sie ist aber auch für ihn selber ein Wendepunkt in seiner Geschichte. Die Wirkungen zu Gunsten seines bisherigen Programms oder gegen dasselbe werden erst später klar heraustreten. Vielleicht wird dadurch eine Änderung oder doch bedeutsame Ergänzung seiner Organisation nötig werden. Jedenfalls steht es jetzt so, daß er die alten Anhänger festhalten und die mit anderer, mehr politischer Tendenz zu ihm geflüchteten neuen Mitglieder befriedigen will. Es scheint mir sicher, daß er vor einer Trennung zwischen den Alten und Neuen, zwischen den Nicht-Politischen und Auch-Politischen zunächst bewahrt bleiben wird (in dem Sinne, wie der Leiter der Verhandlungen aus bewegtem Herzen sprach: „wir wollen auch nach unserem Beschluß Brüder bleiben, wie vorher auch!" —) —

Hinsichtlich der äußeren Größe des Bundes hat noch keine Tagung einen solchen Zuwachs zu verzeichnen gehabt, wie die heurige. Er zählt jetzt über 200 000 Mitglieder, und zwar auf Grund zuverlässigerer Angaben aus den Orts- und Zweigvereinen, als sie früher dem Zentralvorstand zur Verfügung standen. Die politischen Ereignisse der letzten Zeit, die Stellung der deutschen Regierung zum Jesuitengesetz, die Leistungen des Trierer Bischofs Korum, der Fall Benzeler mit dem Famecker Friedhof, dazu die fieberhaften Anstrengungen im Zentrum und die Beschimpfung unseres Luther durch die katholische Geschichtsschreibung eines Denifle, haben viele bisher gleichgültige Protestanten mobil gemacht, und die einzige Organisation, der sie ihren Dienst anbieten konnten und die ihrem Streben entsprechen konnte, war der Ev. Bund. Die neue Mischung kann den Bund in seiner Reinheit und Idealität gefährden, sie kann ihn aber auch zu einem fruchtbaren Ackerboden für echte Religiosität innerhalb unseres nationalen Bürgertums werden lassen.

Was die Zusammensetzung der verschiedenen kirchlichen Richtungen betrifft, so, scheint mir, hat auch in den konservativen Kreisen eine weitherzigere Gesinnung mehr Platz gegriffen, als früher. Selbst die Polemik der „Kreuzzeitung" ist stiller geworden. Und innerhalb des Bundes hören auch die Vertreter der strengen Richtung es ohne Widerspruch, daß auf protestantischem Boden nicht bloß Glaubens- und Gewissensfreiheit, sondern auch die Freiheit der Wissenschaft und auch der theologischen Wissenschaft gewahrt werden müssen. Die evangelischen Kirchenbehörden nehmen seit einigen Jahren nicht bloß eine konventionell höfliche, sondern eine wohlwollende und fördernde Stellung ein. Dieses Mal haben die sächsische und die preußische Kirchenregierung, die eine durch ihren Vertreter, die andere durch ein ausführliches Schreiben die Notwendigkeit des Bundes unumwunden anerkannt. Und auch durch die Affilierung des evangelisch deutschen Kirchenausschusses hat der evangelische Bund nach oben hin größere Anerkennung gefunden. Die politischen Parteien auf nationalem Boden erwarten von seiner künftigen Arbeit Großes, und selbst die ultramontane Presse scheint in letzter Zeit mehr Respekt vor ihm zu haben. Das alles kam auf der Dresdener Generalversammlung zu mehr oder weniger deutlichem Ausdruck und steigerte die im Evangelium gegründete hoffnungsfrohe und kampfesmutige Stimmung der verschiedenen Versammlungen und Beratungen.

III.

Aber nicht bloß der Bund selbst, sondern auch Dresden selbst und das Sachsenland gaben und empfingen vieles auf der heurigen Generalversammlung. Sachsen, das Mutterland der Reformation, mit seiner reichen Geschichte des Protestantismus, mit seiner überwiegend evangelischen Bevölkerung, mit seiner obwohl katholischen, doch evangelischen Interessen zugeneigten Regierung, das evangelische Land, das durch jesuitische Vorstöße in letzter Zeit wiederholt brüskiert worden ist, Dresden selber, dies glänzende Elbflorenz mit seiner herrlichen Lage, mit seinen einzigartigen Kunstschätzen, mit seinen schönen Kirchen, mit seinen gutklingenden Namen aus der Geschichte der protestantischen Theologie und Kirche, von denen Nippold eine nicht endenwollende Reihe nannte, wie Löscher, Dinter, Zinsendorf, bis zu Sulze und Blankmeister in der Neuzeit, Dresden mit seiner auch jetzt noch 90 Prozent zählenden evangelischen Bevölkerung und seiner durch und durch evangelischen städtischen Verwaltung, deren zwei Vertreter unumwunden und mit völlig ungeteiltem Gefühl öffentlich grüßten und es energisch aussprachen: „Dresden soll eine evangelische Stadt und Sachsen ein evangelisches Land bleiben", — das Land und der Ort boten einen vorzüglichen Rahmen für die Arbeits- und Festtage des Bundes. Der sächsische Landesverein hat es im letzten Jahre auf eine Höhe von 40 000 Mitgliedern gebracht. Dazu kommt, daß der Zweigverein durch seinen Vorsitzenden dem Zentralvorstand eine Ehrengabe von 15 000 M. zur Verwendung für die evangelische Bewegung in Österreich überreichte. Auch war offenbar der Boden im Orts- und Zweigverein Dresden trefflich vorbereitet. Die Räume bei den öffentlichen Versammlungen und Gottesdiensten waren zumeist erdrückend voll. Die Überraschung, welche den Gästen am Mittwochabend nach dem Kirchenkonzert durch die Beleuchtung der Häuser um die Lutherkirche herum geboten wurde, war ein Zeichen für die innerhalb der Bürgerschaft vorhandenen Bundessympathien. Was der Bund durch seine Redner darbot, fand lebhaften Widerhall in der Dresdner Bevölkerung; freilich, wie mir es vorkam, fast nur im Mittelstand. Die Arbeiterbevölkerung und die höhere Gesellschaft war dabei wenig vertreten. Ein großes Verdienst wäre es, wenn der evangelische Bund auch in diese Schichten seine Gedanken hineinwürfe und sie zur religiösen und sittlichen Arbeit, sowohl an sich selbst, als auch an ihrer Kirche, bringen könnte. Dresden darf sich jedenfalls nicht genügen lassen an dem, was es für die Festtage geleistet und in erbaulicher Hinsicht empfangen hat. Es muß von hier aus weiter gearbeitet werden, damit möglichst in allen Kreisen das evangelische Gewissen aufwacht und Dresden auch in der Tat eine evangelisch gesinnte Stadt werde. Wie fast alle unsere evangelischen Großstädte wird wohl auch Dresden es sich zu Herzen nehmen müssen, was D. Meyer in einer Abendversammlung gesagt hat „über die religiöse Unklarheit als Bundesgenossen Roms", worin er ausführt, daß Rom von der bei Hoch und Nieder verbreiteten Unklarheit über den Wert der Religion die größten Zinsen einstreicht, und daß ferner durch die Verwechslung von Theologie und Religion uns viele gute Kampfeskräfte gegen Rom entzogen werden. Die Erkenntnis davon, daß gerade die Religion in ihrer protestantischen Form die schönste Entfaltung im persönlichen Leben zuläßt und daß es Toleranz nur so lange gibt, als der Protestantismus die Führung hat, führt zur Notwendigkeit des konfessionellen Kampfes, läßt aber auch hoffen, daß der Ultramontanismus als härteste Schranke unserer Religion gebrochen und das ganze deutsche Volk sich mit neuer Treue an Christus anschließen wird. Wenn diese Gedanken bei den bisher fernstehenden und lauen Evangelischen einschlagen müssen, so haben die von Professor Kirn in Leipzig gebotenen klaren und weitherzigen Ausführungen über „Beruf und Kraft der evangelischen Kirche" eine aufklärende und erweckende Bedeutung besonders für die kirchlich gesinnten Kreise, die bisher meinten, daß die Kirche nichts anderes sei, als die Verkünderin des Wortes Gottes und Spenderin der Sakramente. Daß die Kirche auch Gemeinde ist, daß sie nicht bloß heilsvermittelnd, sondern auch sozial ausgleichend zu wirken hat, daß sie außer dem Bekenntnis des Glaubens auch durch das Zeugnis der Tat zu wirken hat, diese Erkenntnis vom Standpunkt der Kirche selber aus wird vielen kirchlich gesinnten Leuten heilsam sein, und wird unter Umständen auch Fernstehende für die evangelische Kirche wieder neu interessieren.

So können wir auch vom Standpunkt des liberalen Protestantismus aus der Dresdener Tagung des Ev. Bundes uns freuen; hat sie auch apostolischen Segen und bischöflichen Prunk, die Anwesenheit der großen Parlamentarier und die organisierten Applause der Massen nicht zu verzeichnen, so kündet sie vielmehr von der Geisteskraft und der Arbeit der an Gesinnung und Intelligenz tüchtigsten Männer unseres Volkes, und statt der toten, aber imposanten Uniformität eines Katholikentages hat der evangelische Bund die Vielseitigkeit und den Reichtum der geistigen Kraft, die in der Reformation geborgen liegt, aufzuweisen. Wohl ihm um dieser Vielseitigkeit willen! Für seine fernere Fahrt ein herzliches: Glück auf!

Waldkirch i. Br. (Baden).

Lic. Karl Kühner.

Zurück zu Luther! I.

Vor mir liegt eine Broschüre mit dem Titel „Zurück zu Luther, kritische Richtlinien für die Aufgaben der Gegenwart", von L. Clasen, Pastor in Ochtmersleben, Bez. Magdeburg, 1904.

Fürchten Sie nicht, sehr geehrter Herr Redakteur, daß ich etwa eine Rezension über ein der Redaktion nicht eingesandtes Buch in Ihr verehrliches Blatt einschmuggeln will. Der Grundsatz, nur eingesandte Bücher einer Besprechung zu unterziehen, muß bei einer Zeitschrift, die auf ihre Ehre hält, aufrecht erhalten bleiben.

Es ist ein ganz anderer Grund, der mich treibt, auf dies Buch hinzuweisen und etwas, das mir auch für die Leser des „Protestantenblattes" interessant scheint, daraus herauszugreifen. Das Buch — übrigens eine tüchtige Arbeit — ist von einem Altgläubigen, als den der Verfasser sich selbst bezeichnet, geschrieben, aber manche seiner Aufstellungen gehen weit ab von den ausgefahrenen Geleisen orthodoxer Anschauung. Es ist dem Schreiber dieser Zeilen, der selbst vor ca. zehn Jahren noch der orthodoxen Richtung angehörte, immer von großem Interesse gewesen, von dieser Seite kommende Literatur zu verfolgen. Und wenn das meiste für uns Liberale wenig erfreulich ist und vom entschieden evangelischen Standpunkt aus oft nur pathologisches Interesse hat, so bereitet es um so größere Freude, auf ein Werk zu stoßen, dem man seine Anerkennung nicht versagen kann. Da, wie gesagt, eine Rezension nicht beabsichtigt ist, sondern die Broschüre nur als ein Symptom der auch in orthodoxe Kreise eindringenden Anschauungen beurteilt werden soll, möchte ich nur einen einzelnen Punkt herausgreifen. Das ist die Behandlung der leider schon zu viel erörterten Professorenfrage, die es nach liberaler Auffassung gar nicht zu geben brauchte. Wenn man bedenkt, wie durch die ganze Behandlung dieser Frage auf den Synoden nur Spott und Hohn antikirchlicher Kreise herausgefordert ist, wie man viele der Kirche Entfremdete, die sonst ein warmes religiöses Interesse im Herzen tragen, dadurch geradezu wieder vor den Kopf gestoßen hat, und wie das besonders betonte „Zeugnis-Ablegen" auf der Generalsynode zu stande gekommen ist, indem jede Fraktion ihren Senf dazu gab und die an Zahl stärkste Partei bei Androhung des großen Bannes des Dagegen-Stimmens ihren famosen Passus von der Nichtgleichberechtigung der naturalistischen Weltanschauung hineinbugsierte, so wird man um so wohltuender von der Weise des vorliegenden Buches berührt. Es sei mir gestattet, seine interessanten Ausführungen hierunter etwas näher zu skizzieren.

Der Verfasser erklärt klipp und klar die Behandlung der Professorenfrage auf den Synoden für Kleinglauben. Wenn man verlangt, daß dem Generalsynodalvorstand bei der Bestellung der Professoren eine entscheidendere Einwirkung gewährt werde, so liegt im Hintergrund die Anschauung, daß der Glaube durch Menschen könne gewirkt und anerzogen werden. Das ist durchaus die thomistische, katholische Anschauung vom Glauben. Nach Luther ist der Glaube Gottes Werk, darum kommt er so wenig durch die Darbietung richtiger oder bekenntnismäßiger Lehre zu stande, wie er auch durch die sogenannte bekenntniswidrige Lehre und Professorenweisheit nicht erschüttert und an seiner Bildung und Geburt nicht gehindert wird. Beim evangelischen Verständnis von Glauben, Offenbarung und heiliger Schrift muß man sagen: Nur wenn ein Professor der evangelischen Theologie den Boden des Evangeliums verlassen hat und seine Forschung und Arbeit mit bestimmt ausgesprochener Absicht gegen die evangelische Kirche verwerten will, so ist er ungeschickt, ein Lehrer evangelischer Theologen zu sein. Aber so lange er der geschichtlich gewordenen evangelischen Kirche dienen will und das im Geiste lauterer Liebe zur Wahrheit und zur evangelischen Kirche tut, ist seine Unterweisung für den Glauben seiner Zuhörer nicht gefährlich. Es zeigt also jene Behandlung der Professorenfrage neben dem Mangel an Verständnis für das Wesen des evangelischen Glaubens ein großes Maß von Mißtrauen in die siegende Macht der evangelischen Wahrheit. Und dem gegenüber ruft der Verfasser: Zurück zu Luther, zu seinem Glaubensmut und zu seiner Glaubensfreudigkeit!

Schön ist auch die Ausführung, in der er die Laienorthodoxie in ihre Schranken weist. Die Kirche darf sich keinesfalls zur Dienerin der Laienorthodoxie machen. Man räumt hier den Laien eine Entscheidung über Fragen des Glaubens ein, über die zu urteilen die Laienorthodoxie weder kompetent ist noch sein kann.

Mit besonderer Schärfe wendet sich der Verfasser gegen die auf der letzten Generalsynode gefallene Äußerung: Die evangelische Kirche sei in Gefahr, zur Kirche der Legende zu werden, während die römische Kirche die Kirche der Tatsachen sei!! Damit würde unserer evangelischen Kirche Unehre angetan, und sie dem Hohne der Römischen preisgegeben. Daß solche Urteile ausgesprochen werden, ist nur eine Folge mangelnder evangelischer Glaubensgewißheit, die sich nimmer auf das Dogma von der Verbalinspiration gründen kann. Das war wenigstens nicht Luthers Weise, der sich nicht gescheut hat, recht harte Kritik an der heiligen Schrift zu üben. Und das ist nicht etwas Nebensächliches bei ihm, sondern das gehört gerade zu Luthers reformatorischer Tat, und darin zeigt sich sein Glaube, daß er uns den Unterschied zwischen Offenbarung und heiliger Schrift aufgeschlossen hat. Seinen Glauben und seine Glaubensgewißheit gründete Luther auf Jesus Christus, der ihm aus der heiligen Schrift entgegentrat, und auf das durch ihn gewonnene neue Leben und die Stellung, die er zu Gott einnahm. Das müssen wir ihm nacherleben und auf dem gleichen Wege zur Glaubensgewißheit kommen. In diesem Sinne heißt es: Zurück zu Luther! — An einer anderen Stelle beleuchtet er die Professorenfrage noch von einem anderen Gesichtspunkt. Die Art, wie man diese Frage auf den Synoden zu behandeln beliebt, streitet gegen die Glaubensfreiheit. Die Professorenanträge bedeuten eine Schädigung und Schwächung der evangelischen Kirche und eine Entfernung von der reformatorischen Grundlage. Denn sie sind eine Schädigung der Freiheit der evangelischen Theologie, und jede Schädigung der Freiheit der evangelischen Theologie ist zugleich immer eine Schädigung der evangelischen Kirche. Sie greifen die Ehre und Würde der evangelischen Theologie an, sie wird dadurch ungescheut diskreditiert, und das diskreditiert unfehlbar auch die evangelische Kirche. Die Freiheit der evangelischen Forschung ist die unerläßliche Voraussetzung und Vorbedingung einer sieghaften evangelischen Theologie und damit auch einer das Evangelium kraftvoll in die Herzen hineinbauenden evangelischen Kirche. Und wenn man in der Generalsynode es auch von allen Seiten ausgesprochen hat, daß man die Freiheit wissenschaftlicher Forschung nicht anrühren wolle, so läuft doch hier eine arge Selbsttäuschung unter. Es ist offensichtlich darauf abgesehen — man denke an die Strafprofessoren — die den sogenannten Positiven mißliebigen Professoren von der Vorbildung der evangelischen Theologen auszuschließen; man erwartet

wenigstens von ihnen, daß sie zur philosophischen Fakultät übertreten. Wird damit die freie Forschung nicht tatsächlich beschränkt? Und die Art, wie die Synodalanträge von der kirchlichen Presse und den sogenannten positiven Zeitungen verwertet, gedeutet und ausgebeutet werden, zeigt deutlich, daß mit diesen Anträgen den Professoren eine gebundene Marschroute gegeben werden soll. Ihre Forschung soll nur so weit frei sein, als sie dem Dogma oder Bekenntnis der Kirche entspricht. Man ist also mit diesen Anträgen durchaus in römische Bahnen eingelenkt. Die Konsequenz derselben ist die römische missio canonica. Aber wenn es die Aufgabe der evangelischen Theologie ist, sich mit der modernen evolutionistischen Welt- und Geschichtsauffassung auseinander zu setzen, so kann das doch verständigerweise nicht durch Synodalbeschlüsse, Glaubensdekrete und syllabusartige Verdammungen geschehen, sondern einzig und allein auf dem Wege der freien Forschung.

Wiederum kommt er an einer anderen Stelle unter einem anderen Gesichtspunkt auf die Behandlung der Professorenfrage zu sprechen. Er findet, daß auch hier, wie oft heute, statt des Mutes der Überzeugung und des rechten Freimuts Kleinmut und eine gewisse Verschleierung Platz gegriffen hat. Auch in der evangelischen Kirche wird zu viel politisiert und diplomatisiert. Gewiß ist es löblich, daß man sich in den Synoden auch bei Behandlung solcher Fragen einer urbanen Redeweise befleißigt. Aber man hat doch den Eindruck, daß man im Herzen gegen die „ungläubigen" Professoren noch ganz anders gestimmt war und viel weitergehende Ziele im Auge hatte, als die Anträge schließlich aussprachen. Das kann man bei Versammlungen und in Kirchenzeitungen deutlich wahrnehmen. Man bewegt sich zudem auch immer in allgemeinen Redewendungen. Das ist so wenig wahr wie mutvoll. Man sollte ohne Verschleierung die einzelnen ungläubigen Professoren angreifen. Dann könnten sich diese verteidigen, auch manches Mißverständnis richtig stellen. Solche allgemeinen Anklagen auf Naturalismus, Evolutionismus sind wirkungslos. Da die Anschauungen über diese Dinge sehr verschieden sind, braucht sich niemand getroffen zu fühlen. Aber freilich, es ist klar, wenn die Professoren mit Namen genannt würden, würden die Synoden zu Glaubensgerichten werden. Und das geht in der evangelischen Kirche doch nicht an. Daraus aber ergibt sich, daß solche allgemeinen und anonymen Anklagen, wie bei der Behandlung der Professorenfrage ausgesprochen wurden, überhaupt nicht auf die Synoden gehören.

Warchau. Koch.

Buddhistische Bestrebungen in Deutschland?

Wir reden von dem „Dritten Allgemeinen Theosophischen Kongreß für Deutschland, Österreich-Ungarn und die Schweiz vom 24. bis 26. September 1904 in Dresden." Dieser Kongreß schloß sich zeitlich unmittelbar an den „Internationalen Kongreß der Abolitionistischen Föderation" vom 21. bis 23. September ebenfalls in Dresden an. Einem Teilnehmer an beiden Kongressen, die ja sachlich ganz verschiedene Ziele hatten, möge ein kurzer Bericht gestattet sein. Auch in dem abolitionistischen Kongreß (zur Abschaffung der reglementierten Prostitution) spielte übrigens das konfessionelle Moment herein. Der genannten „Föderation" stehen die unter der Leitung des Pfarrers Lic. Weber-München-Gladbach befindlichen deutschen „Sittlichkeitsvereine" teilweise ablehnend gegenüber. Genannte Vereine, die als ein Zweig der sog. „Innern Mission" zu betrachten sind, streben nämlich im Gegensatz zur „Föderation" die gerichtliche Bestrafung jedes Geschlechtsverkehrs gegen Entgelt bei Mann und Weib an, eine Tendenz, die auch wir für bedenklich und undurchführbar ansehen müssen. Es waren nun drei orthodox-pietistische Pfarrer aus Dresden und Berlin, die in höchst unglücklicher Weise den gekennzeichneten Standpunkt auf dem Dresdener Kongreß unter lebhaften Entrüstungskundgebungen besonders der gegnerischen Damen vertraten. Es wurde hierbei auch das Ideal des sog. „christlichen Staats" (wohl nach Stahl-Gerlach?) entwickelt, das angeblich der „Schrift" entnommen sein soll!! Eine in unseren Augen fürchterliche Begriffsverwirrung! Wieviel Vertrauen entzieht eine einzige derartige orthodoxe Kundgebung dem Protestantismus! Leider wurde „ein der Vernunft, Erfahrung und doch auch wohl der „Schrift" entsprechender wahrhaft evangelischer Standpunkt nur von Frl. Müller, Delegiertin des „Deutsch-evang. Frauenbundes", dem Pariser protestantischen Pfarrer Hoffet und dem holländischen protestantischen Pfarrer Pierson, dem mehrjährigen früheren Präsidenten der „Föderation" vertreten. Letzterer hob hervor, daß auch das gegenwärtige „ultrakonfessionelle" Ministerium Hollands (Kuyper 2c.) den Unterschied zwischen „Sünde" und „Vergehen" sehr wohl einsehe und die Bestrafung der Prostitution als solcher ablehne. Leider war kein sachkundiger freiheitlicher deutscher Theologe zur Stelle, um den orthodoxen Standpunkt zurückzuweisen. Wie übrigens der deutsche Zweig der „Föderation" auch keinen deutschen Juristen auftreiben konnte (laut Mitteilung der Vorsitzenden), der das Problem vom juristischen Standpunkt aus erörtert hätte! Daß das in Deutschland noch herrschende System der staatlich reglementierten Prostitution wissenschaftlich allseitig gerichtet ist, das ist das sehr dankenswerte Ergebnis der bisherigen Arbeit dieser „Föderation".

Bedeutsamer für unser Blatt ist indessen der zweite Kongreß, von dem wir reden möchten, in welchem wir nichts weniger erblicken, als den Versuch buddhistischer Ausbreitung auf deutschem Boden. Zwar wird in Deutschland gegenwärtig auch der Islam literarisch bereits angepriesen, aber daß die große indische Erlösungsreligion, — trotz so vieler bereits unternommener Versuche — unter uns ernstliche Fortschritte macht, das scheint gewiß vielen schwer glaublich. Und doch ist dem so, wie genannter Kongreß beweist.

Allerdings weist das Einladungsschreiben (ebensowenig wie die Mehrzahl der gehaltenen Reden) auf diesen Tatbestand nicht hin. Wir heben folgende Sätze aus dem Einladungsschreiben hervor. Eingeladen sind: „alle Freunde der theosophischen Verbrüderung der Menschheit, die Mitglieder aller theosophischen Gesellschaften, Vereinigungen und Zirkel, sowie alle sonstigen Mitarbeiter und Interessenten 2c." Wenn diese Aufforderung ferner unter das Wort der „Begründerin der theosophischen Bewegung" H. P. Blavatsky gestellt ist: „Nehmt zum Leitspruch für Euer Tun das Wort: „Friede sei mit allen, die aufrichtig die Wahrheit lieben", so könnten wir freiheitlichen Protestanten, die wir uns auch in aller Bescheidenheit zu den Wahrheitssuchern rechnen, uns doch mit vollem Recht „Theosophen" nennen. Umsomehr, da als Ziel der Kongreßarbeit das „Werk der universellen Verbrüderung der Menschheit ohne Ansehung der Rasse, Nationalität und Konfession, des Standes und Geschlechtes" aufgestellt wird. Denn dies ist doch das Ziel, das auch wir freigesinnten Protestanten uns gesteckt haben. Das Sektenhafte, Schwärmerische kommt dann allerdings zum Vorschein, wenn ein weiterer Satz besagt, die im Kongreß vereinten Theosophen sollten „einen wahren Kern zur geistigen Verbrüderung der Menschheit" bilden. Dieser Kern ist denn doch in den großen Erlösungsreligionen, wie in den Bestrebungen aller Guten, Weisen und wahrhaft Frommen seit Jahrtausenden vorhanden.

Mögen die seit drei Jahrzehnten um die Namen Blavatsky, Annie Besant, Franz Hartmann 2c. sich zusammenschließenden „Theosophen" noch so sehr ihre unbedingte Toleranz und Neutralität beteuern, der unbefangene Beobachter hat doch lebhaft den Eindruck, daß es sich hier um eine buddhistische Propaganda handelt. Die in allen Reden — hier ebenso massenhaft dargeboten wie auf einem pietistischen Meeting — als selbstverständlich vorausgesetzten Grundlagen sind die Lehren von der Seelenwanderung, dem „Tat twam asi", d. h. der indischen Einheitslehre, dem Karma, dem Nirwana, der rein passiven Ethik der indischen Religionen. Wo die Sache hinaus will, zeigt vielleicht am

besten eine im Sinn dieser Bestrebungen gegründete Lehranstalt „Theosophinium" bei Jena*). In derselben nähren sich die Insassen von „Rohkost", d. h. wohl von rohem Obst, und erfreuen sich eines Minimums von Bekleidung. Unterricht erfolgt nur „wenn der Schüler will". Lehrziel: das Abiturientenexamen. Allgemeines Ziel: harmonische Menschen, erkennend wie die Inder, leibkräftig wie die Germanen, entsagungsfähig wie die Spartaner. Wir sind wirklich auf die Erfolge neugierig.

Allerdings werden viele Theosophen es bestreiten, daß sie indische Religionspropaganda verfolgen. Vielfach gelangte in den Reden der Standpunkt zur Geltung, der als Wahlspruch der theosophischen Gesellschaft bezeichnet wurde: „Keine Religion ist höher als die Wahrheit, aber in jeder Religion die Wahrheit." Diesen Standpunkt legte insbesondere Dr. med. Franz Hartmann-Florenz (Verfasser von 21 umfänglichen theosophischen Schriften, überhaupt das beherrschende Haupt des Kongresses) dar. In jeder Religion sei Esoterisches und Exoterisches, die sinnbildliche Schale und der verborgene Kern. In allen Religionen gleichmäßig sei der Weg zugänglich zur Wiedergeburt und Vereinigung in Gott. Keinem Standpunkt solle man widersprechen, sondern auf die in jedem Standpunkt gegebene Wahrheit hinweisen. Durch Widerspruch, durch Protestieren werde der Irrtum nur verfestigt. Sind wir hier nicht mitten in jener buddhistischen passiven Moral, die in so starkem Gegensatz steht zu der Kampfesfreudigkeit Jesu und besonders der Träger einer germanischen Religionsauffassung? Ist nicht auch das Nachtphilosophie, die alle Gegensätze verschwimmen läßt, im Gegensatz zu dem Tagleben des aktiven Westens?

Die sog. Theosophen haben sich jedenfalls schon heute eine rasch zunehmende Organisation in allen größeren Mittelpunkten deutscher Zunge geschaffen, eine mannigfaltige Presse (z. B. „Neue Metaphysische Rundschau", „Theosophischer Wegweiser", „Der Vâhan" 2c.) dient ihren Bestrebungen, eine umfängliche Literatur gibt ihre Gedanken wieder. Obgleich sie die „okkulten" Wissenschaften pflegen, scheinen sie sich von den ja auch außerordentlich rührigen und verbreiteten Spiritisten scharf zu sondern. Von der Lebenskraft der Sache legte der Dresdener Kongreß gleichfalls ein Zeugnis ab. Es mochten 150 Teilnehmer von nah und fern zusammengekommen sein. Die Redner, meist junge Leute um die Dreißig herum, standen durchweg auf achtbarer geistiger Höhe. Wer könnte leugnen, daß berechtigte religiöse Wahrheitsinteressen, die von der orthodoxen Dogmatik unbefriedigt gelassen wurden, in dieser Bewegung vertreten werden? Als wohl einziger „nichttheosophischer" Teilnehmer an den Kongreßverhandlungen — trotz größter Öffentlichkeit —, wurde ich während derselben durch eine schlichte Frauenerscheinung in Diakonissentracht überrascht. Dieselbe — eine Kleinkinderschwester —, erzählte mir auf Befragen, daß sie von allen Pastoren, an die sie sich wegen Ewigkeit der Höllenstrafen und jüngsten Gerichts und ähnlichen Problemen gewendet habe, nur mit den massivsten altorthodoxen Formeln abgespeist worden sei! Erst durch die theosophische Literatur sei sie zum Frieden und freudigen Gottesglauben gekommen. Gewiß ist dies Beispiel typisch. „Die Sprache Kanaans" (im weitesten Sinne genommen) rächt sich. Es wird höchste Zeit, daß unsere Theologie und Kirche berechtigten Geistesströmungen in höherem Maße Rechnung trägt. In der Tat ist ja die religions-geschichtliche Methode unserer neuesten Theologie, die von Otto Pfleiderer vertretene Synthese unserer dualistischen Gottesauffassung mit der altindischen, arischen Einheitsidee von Gott, eine Anerkennung, daß unsere heutige Religionsauffassung einer Bereicherung und Vertiefung bedarf. Und nicht mit Unrecht konnte auf dem Kongreß darauf hingewiesen werden, daß auch die moderne Naturwissenschaft durch die Entdeckung der verschiedenen neuen Strahlen, des Radiums 2c. eine neue Auffassung der Materie angebahnt hat, die der Theosophie entgegenkommt.

*) Leiter: Dr. mathem. J. Hast in Jena-Unterziegenhain.

Allerdings würden wir es für verhängnisvoll halten, wenn die Theosophie in der Form, wie sie auf dem Dresdener Kongreß dargeboten wurde, allgemeineren Eingang finden würde. Die wertvollsten Ergebnisse unserer wissenschaftlichen Entwicklung auch innerhalb der Theologie würden dadurch gefährdet werden. Vor allem die Grundlage aller abendländischen Forschung, die streng empirisch-induktive Methode. Neben tiefreligiösen, geistig abgeklärten Ausführungen wurde auf dem Dresdener Kongreß eine Fülle von wüstem astrologisch-kabbalistischem Aberglauben vorgetragen, geschöpft aus „innerer Versenkung". Um nur ein einziges Beispiel anzuführen, so behauptete der sonst maßvolle und sympathische Dr. Hartmann, der sich übrigens zwei Jahre religions-geschichtlicher Forschung halber in Indien aufgehalten hat, die hebräischen Namen der Geschlechtsregister in Mathäus 1 enthielten symbolische Zahlenangaben über die Weltperioden, die mit den aus der indischen Religionsphilosophie gewonnenen Zahlen aufs genaueste übereinstimmten. Auch einen umfassenden Dämonenglauben deutete er an. Für einen Satiriker wäre Stoff genug geboten gewesen. Nicht ungestraft läßt man die tausendjährige Arbeit bei Seite, wie sie in der christlichen Theologie geleistet worden ist, um sich allenfalls mit den mittelalterlichen Mystikern und ihren Nachfolgern Jakob Böhme, Paracelsus, Swedenborg 2c. zu begnügen.

Wie aber in den Tagen der Reformation trotz der gewaltigen Anregung, die unser Volk von der Gestalt Luthers empfing, der Reichtum des deutschen Geisteslebens sich außer in den reformatorischen Hauptstrom noch in einige mystische Nebenströme ergoß, denen wir das Daseinsrecht nicht bestreiten dürfen, so auch heute. Wir müssen es zugestehen, daß es Individualitäten gibt, denen eine wie immer geartete christliche Religiosität keine Befriedigung bietet. Wir dürfen uns freuen, daß auch diese Verzweigungen der großen protestantischen Gesamtbewegung anzureihen sind, insofern auch sie einen tatsächlichen Protest gegen den Dogmenzwang und alle hierarchische Uniformierung darstellen. Im übrigen sind wir der Überzeugung, daß unser Volk in seiner überwiegenden Mehrheit in der ihm geschichtlich überkommenen Form des evangelischen Christentums seine legitime religiöse Befriedigung findet und finden wird. Legt doch diese Form in ihrem rechten Verstande keiner berechtigten Sonderbestrebung irgend einen Zwang auf und entspricht sie doch in ihrem Kerne deutschem Wesen besser als die tiefsinnige Gotteslehre der alten Inder, deren Lehren dennoch auch für uns nicht umsonst sein sollen.

Volker.

Das Tischgebet.

Mit dem zutreffenden Motto: „Wort ohne Sinn dringt nicht zum Himmel hin" (aus Shakespeares „Hamlet") brachte neulich die „Frankf. Zeitung" eine kritische Besprechung des Tischgebets, die ich ebenso gern im „Protestantenblatt" gelesen hätte, als eine, der alle verständigen evangelischen Christen zustimmen dürften. Jedenfalls gilt dies vom Urteil des Verfassers von der gebrauchtesten Form des Tischgebets. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bitte: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, segne, was du uns bescheret hast", unevangelisch ist, so gewiß Jesus die Seinigen nicht ihn, sondern den himmlischen Vater, von dem „alle gute Gabe kommt", ums tägliche Brot bitten heißt. Von der Einladung aber, daß Jesus am Mahl teilnehmen möge, ist zu befürchten, daß sie nicht immer ernst gemeint sei; wenigstens dann nicht, wenn es dabei „allzuhoch" hergeht; denn da möchten sich die meisten anderen Gäste durch den armen Zimmermannssohn aus Nazareth in ihrer lauten Tafelfreude eher gestört als bestärkt fühlen. Der Fall tritt freilich nicht ein. Denn die Erwachsenen denken darüber, wenn sie überhaupt denken, so wie das nach dem Herrn Jesus befragte Kind: „es ist jemand, den wir alle Tage zum Essen einladen und der nie kommt."

Doch ist damit die Frage nach dem Tischgebet nicht erledigt, und niemand wird ihm seine Berechtigung absprechen, wenn dafür eine passende Form gewählt wird. Die passendste Form aber ist die des Dankes, wie man sie in einigen Psalmworten findet: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich", oder auch in dem: „Aller Augen warten auf dich, Herr" usw. Ja, gegen die Sitte, mit einem solchen Gebetswort das Mahl zu weihen, läßt sich nichts einwenden, und wem sie Bedürfnis ist, der halte daran fest. Nur hüte man sich, übertriebenen Wert darauf zu legen oder sie gar zum Schibboleth der christlichen Frömmigkeit zu machen. Denn hier ist zweierlei möglich: man kann sich aus Frömmigkeit zum Tischgebet verstehen, und kann es auch aus Frömmigkeit unterlassen. Ja, man wird dies, wenn man befürchtet, es möchte das Gebet durch die täglich wiederholten, immer gleichen Worte zur bloßen Formalität herabsinken. So hat unter anderen der fromme Schleiermacher darüber gedacht und, wie mir von einem seiner Schüler versichert wird, auch der altgläubige Vilmar. In neuester Zeit (früher wußte man davon nichts) ist es Sitte, bei jeder Gelegenheit den Landesherrn anzutelegraphieren, um ihn der alleruntertänigsten Ergebenheit zu versichern; aber es gibt gewiß auch Patrioten unter denen, die das für unnötig halten, weil ihnen die patriotische Gesinnung — nicht zu verwechseln mit byzantinischer Kriecherei — als etwas Selbstverständliches gilt. Und so kann wohl auch das Gefühl des Dankes beim Mahl, die fromme Gesinnung, auf die es allein ankommt, da vorhanden sein, wo sie sich nicht in gewählten Worten kundgibt. Es ist schon deshalb keine genügende Begründung der Notwendigkeit des Tischgebetes, wenn man die ihr Entfremdeten auf eine Linie stellt mit den Geschöpfen, die ihre tägliche Nahrung ohne Dank hinnehmen, und sie beweist außerdem zuviel. Denn nach ihr müßte nicht nur die Hauptmahlzeit, sondern auch das erste und zweite Frühstück, das Vesper- und Abendbrot mit einem Tischgebet geweiht werden; und recht hat, meines Erachtens, der schweizerische Prediger, der gelegentlich bemerkte, daß es noch dankenswertere Güter gebe, als Speise und Trank, und daß, wer die Unerläßlichkeit des Tischgebets behaupte, auch vor dem Genuß geistiger Güter, beim Besichtigen einer Gemäldegalerie, vor dem Anhören eines Konzertes u. dgl. m. darauf bestehen müsse. Warum tut man das nicht? O, es hat guten Grund. Es ist doch zu ungewiß, daß sich vor einem solchen Genuß alle in derselben Gebetsstimmung befinden, und spricht nun einer, wie der Prediger in der Kirche, im Namen aller ein lautes Gebet, so wäre das für viele, wenn schon sie die Hände dabei falteten, eine Lüge. Das gilt es aber auch bei festlichen Mahlzeiten zu bedenken. Es ist ein anderes, wenn es im engsten Familienkreis gesprochen wird, und ein anderes, wenn man es fremden Gästen oktroyiert. Und wie gar, wenn das Tischgebet, so wie ich es öfters miterlebt habe, nur für einen Augenblick die lauteste Unterhaltung über Tagesfragen unterbricht?

„Wir halten", sagte jemand, „an der Sitte des Tischgebets unserer Kinder wegen fest." Das läßt sich hören. Doch muß ich auch diese Begründung mit einem Fragezeichen versehen, aus demselben Grunde wie die: „Wir gehen in die Kirche, um den Dienstboten ein gutes Beispiel zu geben." Ich rate euch: „bleibt weg, wenn nur deshalb!" Hierauf näher einzugehen, würde zu weit führen. Nur dies noch. Von einem wirklichen Bedürfnis, zu beten, ist bei den Unmündigen nicht zu reden. Sie fühlen ihre Abhängigkeit von den Eltern, und sie zu verehren und ihnen zu gehorchen ist ihre ganze, vorerst auch völlig ausreichende Religion. Quält man ihnen unverstandene Gebetsworte an, zu denen für sie auch das Vaterunsergebet gehört, so plappern sie dieselben nach, aber sie empfinden dabei nichts. Bisweilen greifen sie auch ganz fehl, ohne Rücksicht auf Ort und Zeit. Allbekannt ist das Tischgebet des Zehnjährigen während des deutsch-französischen Krieges: „Lieber Gott, kannst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein." Und dem ähnliche gibt's viele. Ein in Lebensgefahr geratenes Kind betete, weil ihm nichts besseres einfiel: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern." Man lächelt darüber, und der geistliche Liederdichter Gerok hat jenes in einem scherzhaften Gedicht verewigt; man kann aber auch anders dabei empfinden . . .

Jedenfalls hüte man sich, die Kinder vor fremden Personen beweisen zu lassen, wie schön sie schon „beten können". Selbst für den Prediger ist es eine Gefahr, so oft vor anderen laut beten zu müssen; denn gewiß bleibt es auch für ihn bei dem Wort Jesu, daß das Gebet im stillen Kämmerlein (Matth. 6, 5. 6) das bestmögliche ist. D.

Vom Büchertisch.

Alle Bücherbesprechungen, ob sie von uns erbeten sind oder nicht, auch diejenigen, die über den Rahmen des „Büchertisches" hinaus selbständige Artikel geworden sind, bitten wir direkt an D. Fischer, Berlin NO 18, Weberstr. 56/57, einzusenden. D. Red.

Das einzig Notwendige. Unum Necessarium von Johann Amos Comenius. Ein Laien-Brevier. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Aus dem Lateinischen übertragen von Johannes Seeger. Auf Veranlassung der Comenius-Gesellschaft mit biographischer Einleitung herausgegeben von Ludwig Keller. Jena und Leipzig bei Eugen Diederichs. 1904. 207 S.

Unter den Bildern der unentrinnbaren Irrgänge des Labyrinths, der Sisyphusarbeit und der Tantalusqualen stellt Comenius am Faden der prophetischen lehrgeschichtlichen Darstellung im Alten Testamente die Not des Menschenlebens unter der Macht der Sinnlichkeit dar nach dem Gesetze. Alle Verwickelungen der Welt haben nur eine einzige Ursache, nämlich die, daß die Menschen nicht zwischen dem Nötigen und Unnötigen unterscheiden können, daß sie das, was ihnen not ist, übersehen und sich fortwährend mit dem Unnötigen beschäftigen, sich darin verwickeln und verstricken! Dem stellt er dann als den Weg der Erlösung zur Freiheit im Geiste die „Regel Christi von dem Einen, was not ist", gegenüber, die „dieser selbst durch Wort und Tat betätigt" — an der Hand des Neuen Testaments. „Du mußt dich selbst finden mit deinen inneren Gütern, die nicht von dir genommen werden können" — und deren Besitz ist in der Gottgemeinschaft „Wer Gott hat, kann alles entbehren. Mit Gott hat er das höchste Gut und das ewige Leben und besitzt es in Ewigkeit. Das ist aller meiner Wünsche Schluß." Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises darauf, was Sinn und Gesinnung dieser Art unserer Zeit bedeuten können. Auch dem Laien wird sich die altertümlich geschichtliche Auffassung des Alttestamentlichen leicht ins Symbolische übersetzen und so wirksam werden, ebenso die Auffassung des Wunders. Reich ist der Inhalt und des Verfassers klarer und stiller Geist leuchtet in alle Lebensverhältnisse hinein. Das Buch ist ein gut Geschenk- und Andenkenbuch. Die beigegebene Biographie dient in dankenswertester Weise zum Verständnis des Ganzen.
M. F.

Emmerich-Brentano. Heiligsprechung der stigmatisierten Augustiner-Nonne A. K. Emmerich und deren fünftes Evangelium nach Clemens Brentano, von Pfarrer Dr. J. Riecks. Verlegt im Jahre des Heils 1904 bei Richard Wöpke in Leipzig. 425 S. Geh. 3.40, geb. 4.50 ℳ.

Eine unerquickliche Lektüre, aber darum nicht ein wertloses Buch, im Gegenteil, es ist dem Verfasser zum hohen Verdienst anzurechnen, daß er dieser wahrhaftig nicht angenehmen Arbeit sich unterzogen hat. Diese Augustiner-Nonne also soll heilig gesprochen werden, damit sie eine Macht werde im deutschen Volke gegen den Augustiner-Mönch, der die Mönchere überwunden und die Freiheit der Kinder Gottes ans Licht gebracht, der der Mittelpunkt jener großen Bewegung war, die nicht bloß eine Reformation der Kirche, sondern die Geburt des deutschen Volkes zur nationalen Selbständigkeit enthielt. Mit solcher „Gläubigkeit" will also Rom unser Volk nähren, wenn es seine Macht über uns wieder erlangt. Sollen wir sagen: keine Furcht, es ist unmöglich? Aber wir können uns nicht darüber täuschen, daß eine gewisse Gläubigkeitstreiberei in der Evangelischen Kirche jenem Wesen nicht so gar unähnlich ist, und sind etwa unsere Theologie und Kirche so frei vom Sauerteig jener Brentanoschen Romantik des fünften Evangeliums, die in „Vernunft und Wissenschaft" des Menschen „allerbeste Kraft" verachtet? Riecks Buch sollte sehr fleißig gelesen und zur Aufklärung über die „Mönchere" allerorten fleißig benutzt werden. M. F.

Zwinglis Vademecum für gebildete Jünglinge. Nach dem Basler Urdruck vom Jahre 1523 neu herausgegeben von Constantin von Kügelgen. Verlegt bei Richard Wöpke in Leipzig. 22 S. 0,85 ℳ.

Auch über dieses 4. Heft der Zeitgemäßen Traktate aus der Reformationszeit können wir uns freuen. Zwinglis Worte sind gewichtig für alle Zeiten und seine Weisheit veraltet nicht. Ob seine theologische Stellung ritschlisch-christocentrisch ist, wie die Einleitung meint, darüber kann man wohl streiten, aber das würde nicht hierher gehören. Aber daß der Herr Herausgeber nur akademisch gebildete Jünglinge für „gebildet" halten will — der Traktat ist nämlich lateinisch — scheint uns nicht zu billigen. M. F.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 46.

Bremen
Berlin.

12. November 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Ultramontanismus ist der Feind. — Westpreußen. — Aus dem Großherzogtum Hessen. — Nachrichten. — Anzeigen.

Der Ultramontanismus ist der Feind.

Der Ultramontanismus ist der Feind, der unser Vaterland am heftigsten bedroht. Der Ultramontanismus ist der Feind, der am entschiedensten bekämpft werden muß. Denn der Ultramontanismus verkörpert das System der Unduldsamkeit trotz aller Toleranzanträge; er fördert den Geist der Fremdbrüderlichkeit trotz aller Flottenbewilligungen; er kämpft für die Autokratie trotz aller demokratischen Allüren; er kultiviert das Ideal der Rückständigkeit trotz aller bildungsfreundlichen Phrasen. Der Ultramontanismus korrumpiert die Völker, die sich unter sein Joch beugen; er zerbricht ihre geistigen und moralischen Kräfte; er ist die Ursache ihres Ruins.

Wenn wir das nicht längst gewußt hätten, könnten wir es aus einem soeben erschienenen, außerordentlich lesenswerten Buche gründlich lernen.*) August Schneegans, aus alter Straßburger Familie, ein überzeugt protestantischer und entschieden liberaler Mann, geistvoller Literat und eleganter Stilist in französischer und deutscher Sprache, Deputierter zur Nationalversammlung von Bordeaux und Abgeordneter zum deutschen Reichstag, zuletzt deutscher Konsul in Messina, hat Memoiren seines arbeitsreichen und schicksalsvollen Leben hinterlassen. In diesen Memoiren sind die Zustände und Ereignisse im Elsaß während und nach dem großen Kriege von 1870/71 in der fesselndsten Weise zur Darstellung gebracht. Schneegans schildert und erzählt mit ungeschminkter Wahrhaftigkeit, temperamentvoll und mit vertrauenerweckender Sachkunde, wie man es von einem so aufrichtigen Charakter, von einem so warmherzigen Patrioten und geschulten Politiker nicht anders erwarten kann. Der Grundgedanke aber, der namentlich die Ausführungen der ersten Hälfte dieser Memoiren wie ein roter Faden durchzieht, ist ausgesprochen in dem Satz: „Ich war vor allen Dingen überzeugt, daß der Feind der Ultramontanismus sei; die katholische Kirche mit ihrer Sucht, die Geister beherrschen zu wollen, erschien mir als der Erbfeind der Gewissensfreiheit, der jeden geistigen Fortschritt hemmte. Das war meine Ansicht damals (zu Beginn der journalistischen Tätigkeit) und ist es noch heutzutage." (S. 26).

Heben wir unter diesem von Schneegans selbst angegebenen Gesichtspunkt einige bemerkenswerte Stellen seiner Lebenserinnerungen hervor! Schneegans, der mitten in den Ereignissen lebte und den persönlichsten Anteil daran nahm, läßt uns keinem Augenblick im Zweifel, daß das Ringen von 1870/71 religiös-konfessionellen Charakter gehabt hat: „Das aggressive Vorrücken des Ultramontanismus datiert von der Ausrufung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis her, es entwickelte sich immer mehr bis zum preußisch-österreichischen Krieg; wir merkten es wohl im Elsaß. Der Sieg Preußens wurde von den Katholiken als ein Sieg des Protestantismus über den Katholizismus aufgefaßt. Zum erstenmal erhob sich der Ruf nach einer Revanche" (S. 192). „Das Buch, das der früherere Generalsekretär des Niederrheins, Herr von Malartic, über die Beschießung Straßburgs veröffentlichte, wirft auf die Hintergedanken der Regierung und der Verwaltung hinsichtlich des Protestantismus ein seltsames Licht. Aber auch wenn wir dieses Buch nicht hätten, könnten uns doch unsere eigenen Erfahrungen belehren, daß religiöse Motive eine sehr ausschlaggebende Rolle in diesem verhängnisvollen Kriege spielten. Es war nicht bloß Frankreich, das Deutschland den Krieg erklärte, — es war der Katholizismus, der eine Ära neuer blutiger Kämpfe gegen den Protestantismus eröffnete" (S. 54).

Schneegans gewahrt mit brennender Scham die grenzenlose Zerrüttung der französischen Armee; er schildert mit herbem Ernst die Demoralisation des französischen Volkes. Er ist sich völlig klar, daß im Zusammenbruch Frankreichs die Früchte der geistigen Bevormundung durch den Klerikalismus an den Tag getreten sind. Mit schmerzlicher Zustimmung berichtet er folgendes Erlebnis: „Ein Basler Buchhändler gründete eine Filiale in Lyon; ich ging häufig hin und sprach mit ihm. Er klagte mir bald sein Leid. Keiner wollte bei ihm kaufen" (die anderen Buchhandlungen trugen fast ausnahmslos katholischen Charakter und führten nur kirchlich approbierte Litteratur). „Selbst die Professoren, sagte er, kaufen nichts; sie seien überhaupt mit der Literatur ihres Faches nicht bekannt." „Ich wundere mich nicht mehr über Frankreichs Niederlage", sagte er mir; „dies Land ist um ein Jahrhundert zurück." (S. 193). Oder will man diese Rückständigkeit etwa leugnen angesichts der von Schneegans berichteten Tatsache: „Bei ihrer Ankunft am Bahnhof erhielten unsere Soldaten geweihte Rosenkränze, Medaillen mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, Münzen, die vor Kugeln schützen sollten" (S. 53.)

Das Ergebnis des Krieges faßte Schneegans nicht anders auf als einen Sieg des Protestantismus über den Katholizismus: „Und ich konnte mich auch dieses Gedankens nicht erwehren: im letzten Kriege war das Recht unbedingt auf seiten Deutschlands, der Sieg Deutschlands ist ein Glück für die Menschheit gewesen; denn er hat Europa vor einer Invasion durch den Klerikalismus bewahrt; er ist eine Antwort auf das vatikanische Konzil gewesen; gerade wie zur Zeit der Reformation hat auch diesmal noch Deutschland die Welt vor einer Überschwemmung durch die Finsterlinge bewahrt" (S. 215).

Wird Deutschland, so fragen wir, dieser welthistorisch bedeutsamen wie durch die Pflicht der Selbsterhaltung diktierten Aufgabe auch in Zukunft gerecht werden? Die Franzosen sind soeben am Werk, sich vom Klerikalismus, der sie an den Rand des Verderbens geführt hat, zu reinigen. Wir Deutschen räumen ihm eine Position um die andere ein. Was wir dabei an äußerem Glanz zu gewinnen glauben, bezahlen wir mit der Einbuße an innerer Tüchtigkeit und moralischer Kraft. Wenn die Ent-

*) August Schneegans. 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1904.

wickelung dieser Dinge so weiter geht wie bisher, wird die Zukunft unseres Vaterlandes trübe genug sein. Die Geschichte Frankreichs sollte es uns doch endlich lehren: Der Ultramontanismus ist der Feind, der uns verderben wird; der Ultramontanismus ist der Feind, der bekämpft werden muß.

Westpreußen.

Der Westpreußische Pfarrer-Verein hat in diesem Jahre seine Mitgliederversammlung an die am 31. August in Danzig stattgehabte Pastoralkonferenz angeschlossen. Am Tage vorher, Dienstag den 30. August, hatten sich im Gemeindehause der St. Barbara-Kirchengemeinde zu Danzig 35 Teilnehmer, Mitglieder und Gäste des Westpreußischen Pfarrer-Vereins, zusammengefunden. Aus den Verhandlungen seien nur drei Beschlüsse hervorgehoben. Der erste betraf eine gleichmäßige Art der Beitragserhebung für die Vereinskasse und die Kassen der vom Verein ins Leben gerufenen Wohlfahrtseinrichtungen. Während bisher die Beiträge für jede Kasse gesondert erhoben wurden, soll fortan $^1/_2$ Prozent des Diensteinkommens (ohne Wohnung) für alle Kassen zusammen als Beitrag gezahlt werden. Ferner wurde die Abhaltung eines wissenschaftlichen Theologentages beschlossen. Westpreußen hat bisher, infolge des Mangels einer eigenen Universität, auf dem Gebiet des geistigen Lebens keine besondere Regsamkeit entfaltet. Es soll nun zum erstenmale der Versuch gemacht werden, durch Abhaltung eines wissenschaftlichen Theologentages den Geistlichen der Provinz eine Anregung zu bieten. Derselbe wird am 28. November in Danzig stattfinden. Vorträge haben freundlichst Herr Prof. Dr. Giesebrecht und Privatdocent Lic. Hoffmann-Königsberg übernommen. Der erstere wird über „Panbabylonismus und biblische Geschichte" und der letztere über die Frage: „Was wissen wir geschichtlich von Jesus?" sprechen. Endlich wurde noch eingehend die Frage betreffend Einrichtung eines Bruderrates erörtert. Die Versammlung verschloß sich der Erkenntnis nicht, daß manches Ärgernis in den Kreisen der Geistlichen im Keime erstickt werden könnte, wenn eine Einrichtung geschaffen würde, welche, ähnlich wie die militärischen oder ärztlichen Ehrengerichte, dem Einzelnen mahnend und ratend zur Seite stehen würde. Es wurde daher beschlossen, die Einrichtung eines Bruderrates den einzelnen Gauen als Gegenstand näherer Beratung zu überweisen.

Am folgenden Tage, den 31. August, fand vormittags 10 Uhr in der geräumigen Sakristei der schönen, alten Katharinenkirche zu Danzig die Danziger Pastoralkonferenz statt. Es ist dieses eine Vereinigung, welche alljährlich die Geistlichen der ganzen Provinz zur Besprechung wissenschaftlicher und praktischer Fragen nach der Provinzialhauptstadt einzuladen pflegt. Von jeher hat die Konferenz allerdings eine — wenn auch nicht ausgesprochen starre, so doch immerhin deutlich erkennbare — orthodoxe Färbung gezeigt. Bei der diesjährigen Tagung kam der orthodoxe Standpunkt der Konferenz stärker als in den letzten Jahren zum Ausdruck. Die biblische Ansprache hatte der temperamentvolle, erst seit etwa einem Jahre in seinem neuen Amte befindliche, Diakonissen-Pastor v. Hülsen aus Danzig übernommen. Mit vollen Backen blies er in das Horn der kirchlichen Orthodoxie. Anknüpfend an Joh. 6 v. 66—69 beklagte er den offenbaren Rückgang, den die Kirche in der Beeinflussung des öffentlichen Lebens erlitten hätte. Verantwortlich seien dafür die Sozialdemokratie, die wie eine „rote Sintflut" sich über Deutschland ergossen, der Materialismus, der von allen höheren Fragen sich abwendet, die Interessenpolitik, die gerade in letzter Zeit „verkappt nach der hohen Stelle greift, von der die Glut evangelischer Liebestätigkeit weit hinausstrahlt in das evangelische Volk", die religiöse Gleichgültigkeit auch an manchen leitenden Stellen, die wohl manches andere, aber „nicht die Geschichte unseres evangelischen Volkes studieren", vor allen Dingen aber der wachsende Unglaube innerhalb der Kirche, besonders das Vorwärtsdrängen des Rationalismus, dessen Ziel die „Auflösung der edelsten, tiefsten Wahrheiten des Heils und Entthronung des lebendigen Christus" sei. So gäbe der Überschlag über die Theologie des vorigen Jahrhunderts „ein beschämendes Resultat". Aber die neue Zeit sei im Kommen, wenn sie auch nach mancherlei Geburtswehen erst sich einstellen werde. — Es soll nicht geleugnet werden, daß manches treffliche Wort sich in der Ansprache des Pastor v. Hülsen fand. Vor allem machte dieselbe sichtbaren Eindruck durch die warme Begeisterung, mit der sie vorgetragen wurde. Man merkte dem Redner es an, seine Worte kamen ihm aus dem Herzen. Um so bedauerlicher ist der starre, reaktionär-orthodoxe Standpunkt, der hier so unverhüllt zum Ausdruck kam. Wenn man der so unendlich schweren und schwierigen sozialen Frage gegenüber nur das eine Wort von der „roten Sintflut" hat, wenn man trotz Harnack, Holtzmann, Pfleiderer, Beyschlag u. a. m. die große glänzende theologische Arbeit des vorigen Jahrhunderts nur mit dem Prädikat „beschämendes Resultat" zu belegen weiß, wenn man es fertig bringt, um nur eines für vieles zu nennen, angesichts Herrmanns „Verkehr der Christen mit Gott" die liberale Theologie mit der Bemerkung abzutun, sie gehe auf Zerstörung der tiefsten Heilswahrheiten und Entthronung des lebendigen Christus aus, wenn man schließlich die gegen die Art der von Herrn v. Mirbach ausgeübten Liebestätigkeit in fast allen Schichten und Kreisen unseres Volkes ausgebrochene sittliche Erregung so wenig zu werten und zu verstehen weiß, daß man die ganze Bewegung allein auf „Interessenpolitik" glaubt zurückführen zu können, dann soll man sich doch nicht wundern, wenn die Kirche immer mehr aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet wird. Wer der Gegenwart so wenig Verständnis entgegenbringt, über den geht sie einfach hinweg.

Eine klare, umfassende und in jeder Beziehung erfreuende Arbeit war der Vortrag des Pfarrer Kubert-Neufahrwasser über die Frage: „War Jesus allwissend?" Mit Freimut und gründlicher Erörterung aller Einzelheiten legte der Vortragende dar, wie Jesus durchaus nicht von Irrtum schlechthin frei war, wie er eine durch und durch menschliche Entwicklung seines Wissens und seines Wesens durchgemacht, wie er keineswegs auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit in gleicher Weise Meister gewesen, wie er direkt fehlgegriffen in manchen Gleichnissen wie z. B. dem vom Senfkorn als dem kleinsten Samen, wie er der Täuschung unterlegen gewesen sei (z. B. beim Feigenbaum), wie er schließlich teilgenommen an den unvollkommenen, volkstümlichen Vorstellungen seiner Zeit, wie auch er in der trügerischen Erwartung des unmittelbar bevorstehenden Weltendes gelebt habe. Wolle man dem gegenüber aus dogmatischen Rücksichten an der Irrtumslosigkeit Jesu festhalten, dann „zertrümmert man damit Jesu herrliches Menschenbild", dann wird sein ganzes Auftreten „Schein und Pose". — Leider hielt der größere Teil der Konferenzteilnehmer diesem offenen und frischen Vortrag gegenüber an dem Grundsatze fest: daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei. Man lehnte eine Aussprache über das Gehörte ab. Fürchtete man sich etwa davor, so heikle Fragen in Gegenwart der Mitglieder des königlichen Konsistoriums anzurühren?

Den Schluß bildete ein Vortrag des Vereinsgeistlichen für Innere Mission, Pastor Scheffen-Danzig, über „Freiherr v. Mirbach und die ihm nahestehenden kirchlichen Vereine". Mit viel gutgemeintem Eifer und dementsprechendem Pathos suchte Pastor Scheffen die Mohrenwäsche vorzunehmen und Freiherrn v. Mirbach gegenüber den erhobenen Anklagen zu rechtfertigen. Gewiß, daß man in manchen Punkten wohl mehr dem Oberhofmeister zur Last gelegt hat, als

man bei ruhigem Nachprüfen wird aufrecht erhalten können, aber zu verlangen, daß man alle seine Handlungen in demselben Gewande der Unschuld erblicken soll, wie dieselben seinen Freunden sich darstellen, das geht denn doch weitaus über das billige Maß. Im Verein mit Pfarrer Bury und Pfarrer Rahn-Elbing brachte Pastor Scheffen folgende Erklärung ein: „Die aus Westpreußen zur Danziger Pastoral-Konferenz Versammelten erklären nach einem Referat von Pastor Scheffen über „Freiherrn v. Mirbach und die ihm nahestehenden kirchlichen Vereine" gegenüber den Angriffen und Verdächtigungen, daß sie dankbar die gesegnete Wirksamkeit des Herrn v. Mirbach für die evangelische Kirche und ihre christliche Liebesarbeit anerkennen, eine Wirksamkeit, die besonders auch für unsere Provinz reiche Früchte getragen hat. Ein Zurücktreten des Herrn v. Mirbach von dieser Tätigkeit würde einen großen Verlust für die kirchlichen Vereine bedeuten. Möge derselbe noch lange in seinem hohen Amte zum Segen unserer evangelischen Kirche und unseres ganzen Vaterlandes tätig sein." — Vergebens widersprachen Pfarrer Lic. Freytag-Reichenberg und Pastor Falck-Elbing, von denen der erstere meinte, daß jetzt, wo noch lange nicht alle Dunkelheiten der „Mirbachiade" aufgeklärt seien, die Zeit zu solchen Erklärungen noch nicht gekommen sei, der letztere davor warnte, sich durch ein Eintreten für des Freiherrn Person, dem man vielleicht einen gutgläubigen aber falsch betätigten Eifer um kirchliche Angelegenheiten zu gute halten dürfte, doch auch kirchlicherseits auf das ganze „System Mirbach", das ein System der Äußerlichkeiten, der ungehörigen Verquickung von Weltlichem und Geistlichem sei, festzulegen. Die vorgeschlagene Resolution fand bei der weit überwiegenden Mehrheit Annahme. Wem wohl dadurch genützt ist? Weder dem Freiherrn v. Mirbach, den nur der Nachweis von Tatsachen und keine noch so wohlmeinende Erklärungen seiner Freunde rehabilitieren können, noch sicher der Kirche, welche sich davor hüten sollte, die weiten Falten des Kirchenmantels schützend über den Grundsatz: „pecunia non olet" zu breiten.

Aus dem Großherzogtum Hessen.

Die liberale Sache unseres Landes hat bei den in diesem Herbst stattgehabten Dekanatswahlen zur Landessynode einige Schlappen erlitten, die nicht zu unterschätzen sind. Drei Fälle sind es vor allem, die die gegnerische Seite zum Frohlocken, uns zum Bedauern veranlassen. Seit Jahren gehörte zu den Führern der vereinigten Liberalen in der hessischen Landessynode der frühere Stadtpfarrer in Darmstadt, Lic. Eger, der nun am Predigerseminar in Friedberg als Professor tätig ist. Er hat es mehrfach verstanden, in fein überlegter Weise Schachzüge zu tun, die der Gegenseite im Spiel unbequem waren. Seine verbindliche Art verstand es, klug manchen Spalt zu überbrücken und die Pläne der Gegnerschaft zu vereiteln. Darum war er ihnen schon lange ein Dorn im Auge. Die liberalen Elemente im Dekanate Darmstadt bauten darauf, daß Professor Eger von seinem jetzigen Dekanat in die Landessynode gesandt werde und sahen daher von seiner Kandidatur ab, da sie hofften, hier noch einen weiteren liberalen Geistlichen für die Synode zu gewinnen. Aber die Gegenseite ging ruhig und vorsichtig zu Werke, und wider Vieler Erwarten erhielt der im Dekanat Friedberg aufgestellte Professor Eger nicht die Majorität. Er unterlag dem Vorsitzenden des hessischen Pfarrvereins. Die zweite Niederlage traf die liberale Sache bei der Wahl des weltlichen Abgeordneten zur Synode im Dekanat Darmstadt. Von einer Besprechung der Liberalen hatte man siegesgewiß abgesehen; mehrere Wähler hatten Reisen angetreten, in der sicheren Voraussetzung, daß der verdiente Obmann des hessischen Landeslehrervereins, Oberlehrer Backes, wieder gewählt werde. Die gegnerische Seite ging auch hier zielbewußt und vorsichtig zu Werke. Sie hielt eine Stunde vor dem Beginn der Wahl eine Besprechung ab und stellte statt des ihnen nicht willkommenen Protestantenvereinlers den Provinzialdirektor von Grancy auf. Sie rechnete wohl damit, daß diese Persönlichkeit auch den Landbürgermeistern unter den Wählern gefallen werde, und — sie hat sich nicht verrechnet. Provinzialdirektor von Grancy ist zudem Vorsitzender des Bessunger Kirchenbauvereins; er hat als solcher sich in schwierigen Verhältnissen Verdienste erworben, und so durfte man auf Stimmen von einer Seite rechnen, die sonst nicht unter allen Umständen mit der nicht liberalen Seite geht. Oberlehrer Backes unterlag. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als er in seiner besonnenen Weise gar oft in der Lage war, Differenzen zwischen Geistlichen und Lehrern vermittelnd auszugleichen. Sein Fehlen in der nächsten Tagung der Landessynode muß mit gutem Grund bedauert werden. Als Stellvertreter des weltlichen Abgeordneten ging wieder zur völligen Überraschung der liberalen Partei Professor Weimar aus der Wahlurne hervor, Religionslehrer an der Oberrealschule zu Darmstadt. Provinzialdirektor von Grancy lehnte die Wahl ab, und nun schickt die Dekanatssynode Darmstadt als weltlichen Abgeordneten einen nichtliberalen Theologen zur Landessynode. In der Tat für Viele ein verblüffendes Ergebnis.

Der dritte Streich galt dem Professor der Theologie an der Landesuniversität Gießen, Lic. Eck. Dieser war seither Vertreter seines früheren Dekanates Offenbach. Seine Freunde erhofften seine Wiederwahl, die um so mehr zu wünschen war, als Professor Eck zu den begabtesten Mitgliedern der Landessynode gehörte, dessen Energie zudem ihm stets die Rolle eines Führers verbürgte. Was er angriff, betrieb er mit Feuer. Man kann wohl sagen, daß nur noch ein Mann der Synode ihm gleichkam und das — war der Führer der orthodoxen Partei, Pfarrer Wahl zu Langen. Dieser wollte von einer Kandidatur eines solchen Gegners natürlich nichts wissen. Er bot sie dem besten Freunde Ecks an, von dem er kaum erwarten konnte, daß er gegen Eck kandidieren werde. Wie berechnet, geschah es; Pfarrer Wehsarg lehnte die Wahl ab und bat, die Stimmen wieder auf den bewährten seitherigen Vertreter zu einigen, und gewählt wurde ein Mann aus dem nicht liberalen Lager. Zwar suchte Pfarrer Wahl die Unterlegenen damit zu trösten, Professor Eck werde ja wohl auf Vorschlag des Oberkonsistoriums als Vertreter der Fakultät der Landessynode angehören. Aber wenn man bedenkt, daß Professor Eck, wenn die Sache es verlangte, mit seiner Kritik auch vor dem Oberkonsistorium nicht Halt machte, darf man dies billig bezweifeln. Vielleicht aber haben die erlittenen Niederlagen den wünschenswerten Erfolg, daß endlich die liberalen Richtungen die sie trennenden Grenzlein und Schranken vergessen, um auf dem Gebiete der Kirchenpolitik zusammen zu gehen. Seither ist hier noch nichts geschehen. Die Frankfurter Konferenz hat bis jetzt, trotzdem gewichtige Stimmen in ihr auf die Notwendigkeit kirchenpolitischer Arbeit hinwiesen, diese Mahnungen überhört und sich auf die Wissenschaft beschränkt. So war es sogar möglich, daß im Dekanat Nidda jener vorhin erwähnte Pfarrer Wahl gewählt wurde, obwohl die Mitglieder der liberalen Frankfurter Konferenz dort bei weitem die Überzahl haben. In Darmstadt wurde vor zwei Jahren der Anfang zur Bildung einer liberalen Vereinigung gemacht, aber seitdem ist auch rein gar nichts geschehen. Hoffentlich öffnen solche Erfahrungen, wie die der hier erwähnten Wahlen, manchem die Augen. Es tut wahrlich not.

Nachrichten.

Protestantisches.

Preußen. Der Präsident des Brandenburgischen Konsistoriums D. Schmidt ist am 1. Oktober in den Ruhestand getreten nach treuer und freundlicher Arbeit in der Landeskirche. Sein energisches Auftreten auf der Evan-

gelischen Bundesversammlung sei ihm unvergessen. — Konsistorialpräsident D. Frhr. v. Dömberg in Königsberg wird am 1. Januar aus seinem Amte scheiden. — Am 1. Oktober ist der Präsident des Rheinischen Konsistoriums Eduard Grundschöttel in den Ruhestand getreten.

Bekanntmachung.

An der unter unserem Patronat stehenden St. Gotthardt-Kirche hierselbst ist die Stelle des Diakonus (dritten Geistlichen) durch Versetzung des bisherigen Inhabers frei.

Die Stelle gehört zu Klasse I des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf bis zum 15. November d. Js. bei uns einreichen.

Brandenburg (Havel),
den 21. Oktober 1904.

Der Magistrat.

Wollsachen Handweberei.

werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. **Grünberger Wollweberei G. Allmendinger**, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.

Husten.

Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen. Nie versagendes Mittel. Unzählig. geholf. Glänzende Anerkennungen. 1 ℳ Bei 3 Sch. franko Zusendg. Apotheke z. Oberthor Nr. 54, Mülhausen i/Els.
Kerm. Ext. Seneg. aa 0,02, Terpin 0,04, Sacch. Vanill. ad 1,0.

Sind Sie mein Kunde, so trag; derselbe enthält viele Kennen Sie meine Waren ein schönes Geschenk zur illustrierten Katalog, welcher ganz umsonst, wenn Sie mir

Friedrich Wilhelm Engels
weltbekanntes Stahl

?

verlangen Sie neuesten Nachwunderhübsche Neuheiten. nicht, dann sende ich Ihnen Probe, nebst meinem reich 2500 Nrn. u. Artikel enthält, 20 ₰ für Rückporto einsenden.

Dümmen-Gräfrath
Solingen No. 816.
waren-Versandhaus.

Harmoniums & & Flügel, Pianos.

Der „Harmonium-Pastor" hält trotz aller Angriffe und Drohungen der interessierten Presse seine kleinen Preise für **beste** Fabrikate ruhig fest. Illustrierte Kataloge gratis.
10 Jahre Garantie.

Nordisches Musikhaus
in **Flensburg** (Schleswig-Holstein).
Inh. **S. C. Simonsen**, Pastor a. D.

Den der heutigen Postauflage beiliegenden Prospekt der Firma Bonnes & Hachfeld, Potsdam, Wissenschaftliche Selbstunterrichts-Werke, „Methode Rustin", empfehlen wir der besonderen Beachtung unserer Leser.

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.

Kleine Abendmahlskelche

in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung:
versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.

Berliner Metallwarenfabrik
H. A. Jürst & Co. A.-G.
Adlershof-Berlin.
Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

Bei **Otto Weber, Leipzig,** ist erschienen von

Heinrich Lüdemann

1) Das Germanische Papsttum (ℳ —.50).
2) Die Germanisch-Katholische Kirche (ℳ 1.—).

Der Verfasser — in dem Sinne Dualist und Monist zugleich, in dem ja auch die Einheit eines Bruches aus zwei **einander fordernden** Gegensätzen, nämlich aus Nenner und Zähler besteht — erinnert im übrigen an **Rosseau**. Während aber dieser vor der franz. Revolution „**Rückkehr zur Natur!**" gerufen hat, ruft der Verfasser im Hinblick auf die deutsche Zukunft: **Rückkehr** zu meinem, zu seinem, zu deinem Gott, d. h. „**Rückkehr zum lebendigen Gott**".

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 2
Illust. Broschüre, Referenz etc. gratis und franko.

Der deutsche Protestantenverein
Von D. Hönig.
Preis 30 ₰.
Bremen. Carl Schünemann.

Zu verkaufen.
Deutsches Protestantenblatt,
Jahrgang 1876—85, steif brosch., 1886—98 gebunden, für 12 ℳ
Anfragen unter P. B. 44.

Neue Werke aus dem Verlage von Carl Schünemann, Bremen.

Rektor Siebrand — Eine Erzählung von der Elbmündung von Martin Bücking, Braunschweig. 232 S. 8°. Preis brosch. ℳ 3.—. ▫▫ Fein gbd. ℳ 4.—. ▫▫

Landen und Stranden — Erzählungen von der Wasserkante von Dr. Arthur Obst, Hamburg. 112 S. 8°. Preis brosch. ℳ 1.20. Eleg. gbd. ▫▫ ▫▫ ℳ 2.00. ▫▫ ▫▫

Der Wunderborn — ▫Niedersächsisch-friesische▫ Balladen von Georg Ruseler, Oldenburg. Preis ▫ hocheleg. gbd. ℳ 3.—. ▫

Dünung — Gedichte v. Wilh. Lobsien, Kiel. Mit Buchschmuck von Mary Frei in Knigge. Preis in Original-Band ℳ 3—.

Lienhop un annere Geschichten — En plattdütsch Geschichtenbook v. Friedrich Freudenthal. Preis brosch. ℳ 2.—, ▫▫ gbd. ℳ 3.—. ▫▫

Heidjers Heimkehr — Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide v. Diedr. Speckmann. Preis brosch. ▫ ℳ 2.—, gbd. ℳ 3.—. ▫

Vom Hundertsten ins Tausendste — Nordische Skizzen von L. Brockdorff-Ahlefeldt. ▫▫ Preis ℳ 1.50. ▫▫

Die neu-niederdeutsche Dichtung in Mecklenburg — Von Dr. Carl Schröder. Schwerin. Preis ℳ 1.—.

Heimatbilder aus Niedersachsen III. Serie — 16 Bilder nach Originalen erster niederdeutscher Künstler. In hocheleganter Mappe. ▫▫ Preis ℳ 4.—. ▫▫

Die voraufgeführten Werke eignen sich durchwegs, inhaltlich wie äußerlich, für Geschenkzwecke.

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.